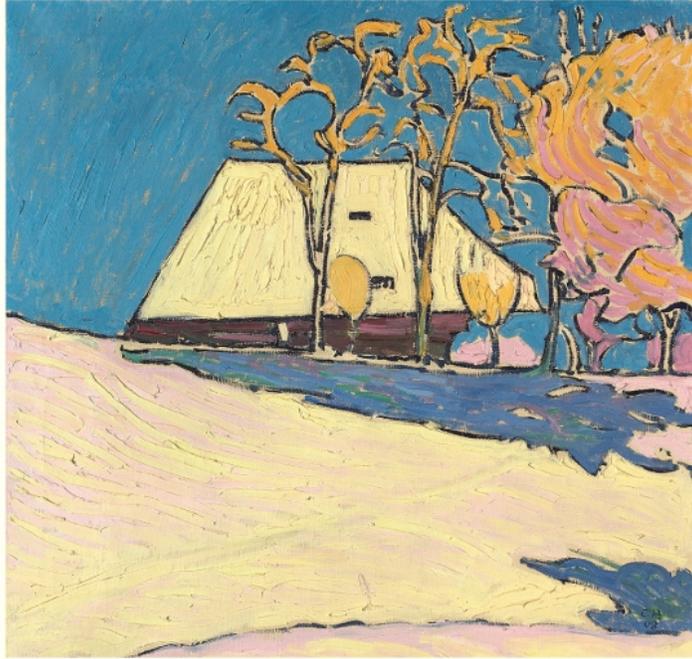


Vom Dorf um die Welt und zurück

Eine Hommage an
Friedrich Dürrenmatt

in Geschichten von
Lukas Bärfuss, Joanna Bator,
Lizzie Doron, Juan Gabriel Vásquez,
Peter Stamm u.v.a.

Diogenes



Vom Dorf um die Welt und zurück

Eine Hommage an

Friedrich Dürrenmatt

in Geschichten von

Lukas Bärfuss, Joanna Bator,
Lizzie Doron, Juan Gabriel Vásquez,
Peter Stamm u.v.a.

Diogenes

d

Vom Dorf um die Welt und zurück

Eine Hommage an Friedrich Dürrenmatt in
Geschichten von Lukas Bärfuss, Joanna Bator, Lizzie
Doron, Juan Gabriel Vásquez, Peter Stamm, u.v.a.

Herausgegeben von Oliver Lubrich und Reto Sorg

Diogenes

DÜRRENMATTS RÜCKKEHR

Vorwort

So war denn Bern nur zu bewältigen, indem es mein Stoff wurde. Ich emigrierte nicht, als ich diese Stadt verließ, ich nahm Bern mit mir als den Stoff, aus dem sich eine Welt formen ließ, meine durch mich verwandelte Welt.

Friedrich Dürrenmatt

Rede zum Literaturpreis der Stadt Bern, 1979

Am 5. Januar 2021 wäre Friedrich Dürrenmatt hundert Jahre alt geworden. Zugleich ging die Friedrich Dürrenmatt Gastprofessur für Weltliteratur an der Universität Bern in ihr fünfzehntes Semester. Ein doppeltes Jubiläum, aus dessen Anlass wir die bisherigen Gastprofessorinnen und Gastprofessoren um neue Erzählungen baten: neue Erzählungen um Friedrich Dürrenmatt.

Was jedoch ist für eine solche Einladung die geeignete Vorgabe? Erzählungen über Dürrenmatt oder inspiriert durch seine Texte? Erzählungen über Bern oder über die Schweiz, welche die Gäste während ihres Aufenthalts kennengelernt haben? Oder Erzählungen, die ein Thema verhandeln, das für Dürrenmatts Schreiben zentral war? Ein solches Thema ist das Verhältnis des Dorfes (der Kleinstadt) zur Welt, des Kleinen zum Großen, des Eigenen zum Universalen, wie es Dürrenmatt umtrieb: *das Dorf als Labor*.

Eine Reise durch die gegenwärtige Weltliteratur – angeregt von Friedrich Dürrenmatt und ausgehend von Bern. Wofür aber steht Bern? Mit ihrer steinernen Altstadt, von der Aare umflossen, scheint die Bundesstadt ein

besonders dauerhafter, traditionsfester Ort zu sein – seit Generationen verschont von jeder Art von Umsturz. Zugleich jedoch war und ist sie ein Labor kritischen Nachdenkens und künstlerischer Erneuerung. Im Kanton Bern wurde nicht nur Friedrich Dürrenmatt geboren, sondern auch Christian Kracht und Lukas Bärfuss. Hier lebten und wirkten Albrecht von Haller, Jeremias Gotthelf, Hermann Hesse, Hugo Ball und Gershom Scholem. Hier schrieb Walter Benjamin seine Dissertation, Robert Walser seine Mikrogramme. Paul Klee schärfte seine Kunst am »sanften Trug des Berner Milieus«, Albert Einstein entwickelte die Relativitätstheorie. Hermann Rorschach prägte das Konzept der modernen Persönlichkeit, Harald Szeemann das der Kunstaussstellung, und Meret Oppenheims Brunnen sprengte die Vorstellungen von Kunst im öffentlichen Raum.

Wie lässt sich die Dynamik dieses Ortes kultureller Verdichtung im Sinne Dürrenmatts künstlerisch fassen? Als kreative Ambivalenz eines Versuchsraums zwischen Stabilität und Innovation, Tradition und Moderne, Konservatismus und Kritik, Dorf und Welt? Für Dürrenmatt war seine Heimat – Konolfingen, das Dorf seiner Herkunft, und Bern, die kleine Stadt, in der er studierte – ein Stoff, den er in die Welt brachte. Sein *Besuch der alten Dame* wurde verfilmt in den USA und im Senegal. Ihn, wie auch schon Robert Walser, motivierte die solide Selbstverständlichkeit des Feststehenden zu einer eigenen Betrachtungsweise, freilich um den Preis, sich hier nicht nur willkommen und zu Hause zu fühlen. Wer die Dinge, wie wir sie kennen, in ihrer Relativität zum Ausdruck bringt, macht das Vertraute fremd und öffnet die Tür für das Unheimliche.

Die Dürrenmatt-Gastprofessorinnen und -Gastprofessoren bringen nun umgekehrt Weltliteratur *nach*

Bern – eine Weltliteratur, die sich heute nicht mehr auf Europa, die Neue Welt Amerikas und die Metropolen beschränkt. Die Gäste aus China und Israel, aus Burma, Kuba und dem Kongo stehen für eine kulturelle Verständigung jenseits von ›Zentrum‹ und ›Peripherie‹, die heute besonders dringlich erscheint. Dieses alternative Konzept von ›Weltliteratur‹ ist ihr Beitrag zum Dürrenmatt-Jubiläum. Ihre Erfahrungen und Sichtweisen relativieren die ökonomisch und touristisch vorangetriebene Globalisierung, indem sie für das Besondere sensibilisieren. Sie und ihre hier versammelten Texte regen zum Nachdenken an: über Dürrenmatt, über Bern, über die Schweiz – und weit darüber hinaus: über die globalisierte Welt.

Einige Texte beziehen sich direkt auf Dürrenmatt. Mathias Énard (Frankreich) erzählt vom Bürgerkrieg in Bern im zehnten Jahr der Pandemie, ausgehend von Dürrenmatts *Winterkrieg in Tibet*. David Wagner (Deutschland) schildert seine eigenen *Besuche bei der alten Dame*. Bei Wendy Law-Yone (Burma) wird mit einer Geschichte von Dürrenmatt unter dramatischen Umständen ein Mensch am Leben gehalten. Lukas Bärfuss (Schweiz) setzt sich mit dem dörflichen Milieu auseinander, aus dem Dürrenmatt stammte, und er lässt seinen Erzähler über dessen Provinzialität schimpfen, wie Dürrenmatt selbst über Provinzialität schimpfte – vielleicht die höchste Form der *Hommage*.

Andere Beiträge beziehen sich auf Bern und die Schweiz. Lizzie Doron (Israel) beschreibt eine *Reise nach Bern*, die zu einer verstörenden Begegnung wird. Joanna Bator (Polen) wählt die Aare beim Bärengraben als Schauplatz, an dem sich ihre Protagonistin das Leben nimmt. Juan Gabriel Vásquez (Kolumbien) erinnert daran, wie sich Stalins Tochter in Muri versteckte. Josefina Klougart

(Dänemark) schildert einen Aufenthalt in Bern als *Zeit der Offenbarungen*, die eine *Biographie der Berge* hervorbringt. Nedim Gürsel (Türkei) führt uns nach Istanbul und in die Vergangenheit des Osmanischen Reiches. Das Beinhaus von Leuk wird dabei zu einem Sinnbild für die Gewalt der Weltgeschichte.

Weitere Beiträge greifen das Motiv vom Dorf als Labor auf, indem sie in Dürrenmatts Sinn das Kleine und Eigene mit dem Großen und Universalen verbinden. Peter Stamm (Schweiz) beschreibt einen Weg aus der Provinz ins Fernsehen, von Blackburn und Cardiff auf die Bühnen der Welt. Louis-Philippe Dalembert (Haiti) verbindet eine Jugend in der Karibik mit den Traumwelten des internationalen Kinos. Xiaolu Guo (China) verhandelt männliche Gewalt im ländlichen China. Wilfried N'Sondé (Kongo) zeigt, wie die Proteste der »Black Lives Matter«-Bewegung eine junge Frau ermutigen, sich gegen häuslichen Missbrauch zu wehren. Hans Christoph Buch (Deutschland) erzählt die Brasilienexpedition von Maximilian zu Wied aus der Sicht seines Hofjägers. Anhand individueller Lebensläufe entwirft Fernando Pérez (Kuba) eine Chronik der kubanischen Revolution.

Fünfzehn Autorinnen und Autoren und ihre Übersetzerinnen und Übersetzer finden in dieser Anthologie zusammen – wie in einer virtuellen Videokonferenz oder in einem gedruckten Literaturfestival. Seitdem die Gastprofessur 2013 eingerichtet wurde, kam in jedem Semester ein internationaler Gast nach Bern, um vier Monate lang eine Lehrveranstaltung zu geben. Es sind vierzehn Gäste in fünfzehn Semestern, denn weil die Lehre an der Universität durch die Corona-Pandemie beeinträchtigt wurde, verlängerte Mathias Énard, um im folgenden Semester eine weitere Vorlesung zu geben. Hans Christoph Buch hielt außerhalb der Gastprofessur eine

»Bernener Poetikvorlesung« über *Boat People*, die anschließend als Buch erschien.

An der Universität Bern spielen Autorinnen und Autoren der Gegenwartsliteratur eine feste Rolle im Literaturunterricht. Sie bringen ihre eigenen Themen mit, die sie in ebenso eigenen Unterrichtsformen vermitteln – eine kreative Erfrischung für die Studierenden ebenso wie für die Dozierenden in Zeiten fortschreitender Verschulung und Bürokratisierung nach der Bologna-Reform. Man sollte nicht Literatur studieren, ohne jemals einer Schriftstellerin oder einem Schriftsteller zu begegnen. Eine kritische Literaturwissenschaft findet nicht im Elfenbeinturm statt, und sie ist mehr als ein Zulieferer für die Kultur- und Bildungsverwaltung.

In seiner Dystopie vom *Winterkrieg in Tibet* hat Friedrich Dürrenmatt das zerstörte Bern als eine Alptraumlandschaft beschrieben und damit das Vertraute radikal fremd gemacht:

»Zu meiner Heimatstadt gelangte ich auf der leeren Autobahn wandernd. Je mehr ich mich ihr näherte, desto menschenleerer wurde das Land. Kilometerlang war die Autobahn schon von Gras überwuchert, es hatte den Beton gesprengt, auch kam ich an Autoschlangen vorbei, die von Efeu überwuchert waren. [...] Als ich die Stadt erreichte, waren ihre Vorstädte Ruinen: sinnlos gewordene Einkaufszentren, ausgebrannte Hochhäuser. [...] Die Universität war eine Ruine, der Raum des Philosophischen Seminars verkohlt, die Fensterseite eingestürzt, die Bücher der Bibliothek eine schwarze zusammengepappte Masse. [...] Hinter einem Tisch saß eine dicke alte Frau mit einer Nickelbrille und aß Torte. [...] ›Wo ist der Stadtkommandant?‹, fragte ich. Sie aß. ›Die Armee hat kapituliert‹, sagte sie. ›Es gibt keinen Stadtkommandanten mehr. Es gibt nur noch die Verwaltung.«

An dem Ort, wo er studierte, lehren in Dürrenmatts Namen nun seine Schriftstellerkolleginnen und -kollegen aus aller Welt. Mit ihnen, in ihren Arbeiten kehrt Dürrenmatt gleichsam nach Bern zurück.

Die Friedrich Dürrenmatt Gastprofessur wurde eingerichtet mit Unterstützung durch die Stiftung Mercator Schweiz. Sie wurde verstetigt gemeinsam mit der Burgergemeinde Bern. Die vorliegende Anthologie wurde ermöglicht durch die Förderung der Charlotte Kerr Dürrenmatt-Stiftung, der Ursula Wirz-Stiftung, der Ernst Göhner Stiftung, der Stiftung Pro Scientia et Arte und der Burgergemeinde Bern. Die Herausgeber danken namentlich Olivia Höhener und Stefan Brunner (Stiftung Mercator Schweiz), Patrizia Crivelli, Georg Thormann und Christophe von Werdt (Burgergemeinde Bern), Claudia Engler (Burgerbibliothek) und Roland von Büren (Charlotte Kerr Dürrenmatt-Stiftung) für ihre Unterstützung; und nicht zuletzt Ariane Lorke, Mike Toggweiler, Petra Riedweg, Gabriel Rosenberg und Viviane Blanchard am Walter Benjamin Kolleg sowie Thomas Nehrlich, Delia Imboden, Vera Jordi, Elena Bertagna und Livia Notter im Projektteam am Institut für Germanistik der Universität Bern. Sie alle nahmen teil an dieser Reise – vom Dorf um die Welt und zurück.

Oliver Lubrich und Reto Sorg,
Bern, 5. Januar 2021

LIZZIE DORON

Reise nach Bern oder Warum umarmen wir uns?

November 2019

Mein Flug von Tel Aviv nach Zürich hat eine Stunde und vierzig Minuten Verspätung.

Ich überquere die Straße zwischen Flughafen und Bahnhof.
Laufe.

Betrete das Bahnhofsgebäude.

Halte nach der Anzeigetafel Ausschau.

Der Zug von Zürich nach Bern geht in drei Minuten.

In einer Stunde und sechzehn Minuten bin ich da, in einer Stunde und fünfundvierzig Minuten soll ich eine Vorlesung an der Universität halten.

Das klappt schon, ich bin rechtzeitig genug da, beruhige ich mich selbst.

Im Zug.

Ich verstaue meine Sachen, setze mich.

Meine Reise hat heute am frühen Morgen begonnen, und jetzt ist es schon Mittag.

Ich schliesse die Augen und nicke ein, bis eine Durchsage mich hochschrecken lässt.

Ich reiße die Augen auf, Deutsch verstehe ich nur ein bisschen, hoffe, die Durchsage kommt auch noch auf Englisch.

Tut sie aber nicht.

Aus dem Fenster sehe ich Berge zur Linken, einen Fluss zur Rechten, und der Zug steht, wie sich herausstellt, auf freier Strecke.

Mir gegenüber sitzt ein junger Mann.

Er wirkt gelassen.

Ich bin es nicht.

Ich habe eine Vorlesung zu halten.

Zehn Minuten verstreichen, der Zug steht noch immer an Ort und Stelle.

Ich nehme meinen Mut zusammen und frage ihn zögernd auf Englisch, warum der Zug denn angehalten habe.

»Er hat angehalten, um sich zu beruhigen«, antwortet er und schenkt mir ein freundliches Lächeln.

Eine typisch schweizerische Antwort, sage ich mir.

Ich lächele verhalten und wende den Blick wieder zum Fenster.

Am Himmel ziehen Wolken in stetiger Abfolge auf, Regentropfen schlagen gegen die Scheibe, und der Zug rührt sich nicht von der Stelle.

Ich rutsche auf meinem Sitz hin und her.

»Verzeihung, sind Sie in Eile?«, fragt er mich.

»Ehrlich gesagt, ja«, erwidere ich.

»Das sollte man nicht«, stellt er bestimmt fest.

Nun bedenke ich ihn mit einem eher sparsamen Lächeln und hoffe inständig, der Zug führe endlich weiter und ich könnte noch ein wenig dösen.

»Mit neun bin ich aus der Schule gekommen«, er redet einfach weiter. »Und wollte schnell nach Hause. Am Ende war ich nach neunzehn Wochen und vier Tagen dort.«

Du bist an eine Nervensäge geraten, sage ich mir.

»Im Krankenhaus haben sie mir erzählt, eine Autofahrerin habe mich mit ihrem Wagen vom Fahrrad geholt. Seitdem bin ich nicht mehr in Eile. Wohin müssen Sie denn so dringend?«, möchte er wissen.

Auch das noch.

»Nach Bern«, antworte ich, die Höflichkeit wahrend.

»Und Sie?« Das rutscht mir so raus, ich bin selbst überrascht, gefragt zu haben.

»Ich weiß nicht, wohin ich fahre. Aber man hat es mir aufgeschrieben«, antwortet er und zieht ein Schreibheft aus seiner Tasche.

Eng mit Bleistift beschriebene Seiten, er lässt die Finger rasch über die Zeilen gleiten.

»Hier steht, ich fahre zu Albert Einstein«, er lächelt verhalten und präsentiert mir die Zeile, in der die Einzelheiten des Treffens zu finden sind.

»Aber Einstein ist tot«, sage ich, für einen Moment amüsiert.

»Wie traurig.« Er sieht mich an, wirkt verloren. Bedauert tatsächlich.

Sein Erscheinungsbild ist gepflegt, elegant. Er ist Ende dreißig, trägt Jeans, T-Shirt und ein blaues Jackett, hält einen Rucksack umklammert.

Ein zivilisierter Mensch, schliesse ich, aber aus seinem Blick beschleicht mich das Gefühl, dieser Mann könnte möglicherweise immerzu traurig sein.

»Sieben Jahre hat Albert Einstein in Bern gelebt, hat dort das Verhältnis zwischen Zeit, Masse und Energie bestimmt«, er redet, und seine Stimmbänder klingen wie von einer Batterie betrieben. Dennoch ist seine Stimme angenehm, sein Blick sanft.

Ich höre zu.

Bemerke, dass nur wir beide im Waggon sitzen.

Er und ich.

Bin alarmiert.

»Seit dem Unfall fahre ich ihn jedes Jahr im November besuchen«, er redet weiter.

»Kramgasse 49, Kramgasse 49, Kramgasse 49«, sagt er sich immer wieder vor, erst flüsternd und dann laut und vernehmlich.

Zwanzig Minuten vergehen.

Der Zug fährt weiter.

Erleichterung.

Die Landschaft ändert sich, mein Gegenüber verstummt, der Regen hört auf, und ein schwacher Sonnenstrahl zeigt sich am Himmel.

Alles ist gut, sage ich mir.

Schließe die Augen.

»In drei Minuten und sieben Sekunden fährt unser Zug an Lenzburg vorbei«, verkündet er laut.

Ich erschrecke, schlage die Augen auf, zeige ihm gegenüber aber trotzdem keinerlei Verdruss.

»Vor fünfzehn Jahren und vier Monaten hatte ich dort eine Freundin, und jedes Mal, wenn der Zug hier vorbeifährt, vermisse ich sie.« Er redet wieder zu mir.

»Dann besuchen Sie sie vielleicht doch mal«, schlage ich vor und überspiele mit einem Lächeln das Unverständnis und die Fragen, die in meinem Kopf aufgehen.

»Ich erinnere mich nicht mehr an ihren Namen, weiß nur noch den Namen ihrer Bahnstation«, erwidert er.

Großer Gott, was stimmt mit ihm nicht?

Seine Augen irren umher.

Mir scheint, er sucht nach ihr.

Gäbe Gott, sie würde kommen.

Um mich zu erlösen und ihn auch.

Tut sie aber nicht.

»Sie war meine erste Freundin«, sagt er, und seine Augen wandern noch immer ruhelos hin und her. »Sie hat behauptet, ich wäre ein langweiliger Kerl und dass ich ihr bei jedem Treffen immer dieselbe Geschichte erzähle. Sie hat nicht verstanden, dass ich mich bloß nicht erinnere, was ich bereits erzählt habe, und dass ich überhaupt nicht langweilig bin.«

»Wissen Sie«, er beugt sich vor zu mir, »ich erinnere mich an meine Freundinnen nach den Namen der Bahnstationen.« Wieder lächelt er und setzt sich dann mit einem Mal auf. Wirkt gestresst.

»Verzeihung, könnten Sie mir bitte noch einmal sagen, an welcher Station wir uns getroffen haben?«, fragt er.

»In Zürich. Am Flughafenbahnhof«, antworte ich.

»Dann sind Sie meine erste Freundin vom Flughafen«, lässt er mich erfreut wissen, und ein breites Lächeln erfüllt sein Gesicht.

Etwas an ihm rührt mich.

Lässt mich weich werden.

»Wenn ich fragen darf, wohin genau fahren Sie?«, möchte er wissen.

»Nach Bern, zur Universität«, gebe ich bereitwillig Auskunft.

»Und warum, falls man erfahren kann?«, fragt er.

»Ich bin Dozentin«, erwidere ich.

»Und was genau, wenn möglich, lehren Sie dort?«, fragt er.

»Literatur«, antworte ich.

»Ich liebe Bücher, mag sie wirklich, wirklich gern.« Er ist ganz aufgeregt. »Sogar mein Arzt hat mir ein Buch gegeben.« Er zieht ein Lesebuch aus seinem Rucksack.

»Dieses Buch habe ich im Dezember 2017 zu lesen begonnen und ihm versprochen, es bis zum Dezember 2020 beendet zu haben. Es hat einhundertvierundsiebzig Seiten, und ich bin schon auf Seite siebenunddreißig.«

Er verstaubt das Buch wieder, und in seinem Gesicht zuckt etwas, das sich als Lächeln auslegen lässt.

»Und worum geht es in dem Buch?«, frage ich.

Plötzlich bin ich es, die fragt.

»Vor dem Unfall war ich hochbegabt. Aber jetzt nicht mehr«, erwidert er, und für einen Moment erstickt es ihm die Stimme. »Ich bin noch immer gut in Algorithmen und komplizierten Gleichungen«, sagt er. »Der Arzt hat mir erklärt, der Teil, der für exakte Wissenschaften zuständig ist, sei nicht betroffen, und so kommt es, dass ich nur ein halber Einstein bin.« Er lächelt, und eine leichte Röte steigt ihm ins Gesicht.

»Seit dem Unfall verstehe ich nicht mehr, was in Büchern steht. Sie wissen ja sicher, dass sich Worte nicht multiplizieren oder ins Quadrat setzen lassen. Aber trotzdem besteht mein Arzt darauf, dass ich Bücher lese. Er sagt, Literatur sei noch eine Form von Realität, genau wie die Mathematik und auch die Physik.« Plötzlich sackt seine Stimme ab, und mir scheint, er versinkt.

Was genau ist seine Geschichte?, frage ich mich erneut.

»Darf man fragen, woher Sie sind?« Wieder aufgetaucht, wendet er sich mit einer weiteren Frage an mich.

»Aus Israel«, erwidere ich.

»Israel!« Er ist begeistert. »Scuds, Katjuschas, Sagger ... Ich kenne alle Raketen, die euch da um die Ohren fliegen. Vielleicht glauben Sie mir nicht, aber das ist genau, was mir passiert ist, eine Rakete ist in mein Gehirn eingeschlagen. Ich habe einen großen Bumm gehört, und danach war alles neu und alles anders. Habe ich Ihnen schon gesagt, dass ich Experte für Raketen bin?« Er lächelt mir zu. »Und auch für Kriege«, flüstert er.

Zuhören, bloß zuhören, sage ich mir.

Und reiße mich zusammen, um nicht mit erstaunten Blicken zu reagieren, mit hochgezogenen Augenbrauen oder - Gott bewahre - einem skeptischen Lächeln.

»Wegen all der Kriege auf der Welt wussten meine Ärzte auch, wie sie mich behandeln müssen, Sie wissen ja sicher, dass viele Soldaten Kopfverletzungen erleiden.« Er spricht und fasst sich an den Kopf. »Ich habe im Fernsehen gesehen, es gibt in Israel viel Krieg, viele Kopfverletzungen und viele gute Ärzte.«

Wo er recht hat, denke ich.

»Eines Tages werde ich nach Israel kommen«, eröffnet er mir. »Aber ich darf nicht fliegen. Der Arzt hat mir gesagt, mein Gehirn könnte explodieren wegen des hohen Luftdrucks im Flugzeug.« Und dann verstummt er, vergräbt die Hände in den Taschen seines Jacketts und zieht sich in sich selbst zurück.

Sein Blick ist verschlossen.

Er ist nicht mehr bei mir.

Schweigen.

Ich habe die Seite gewechselt, hoffe, dass er weiter zu mir reden wird, verfolge seine Bewegungen und sein Mienenspiel und denke, wie schnell ich mich von seinen Illusionen habe aufsaugen lassen.

Es vergehen weitere zehn schweigsame Minuten, und der Zug hält erneut außer Plan.

»Olten«, verkündet er wie zuvor laut. »Auch hier hatte ich mal eine Freundin.« Er redet wieder zu mir. »Das war vor dreizehn Jahren und zwei Monaten. Ich habe sie sehr geliebt, aber dann ist etwas Bedauerliches passiert. An ihrem Geburtstag bin ich an der falschen Station ausgestiegen und nicht zu ihrer Party gekommen. Am nächsten Tag habe ich ihr erzählt, ich hätte die Station verpasst und sei deshalb nicht da gewesen, aber sie hat mir nicht geglaubt. Hat mich einen Lügner genannt, einen Verräter. Ich habe es nicht geschafft, sie zu überzeugen, dass sie sich irrt, dass ich kein Lügner und ganz sicher kein Verräter bin, sondern nur jemand, der sich nicht erinnert. Aber sie wollte mich nicht mehr sehen, und so war es

vorbei. Ich habe sie geliebt«, sagt er und ballt die Hände zu Fäusten, als hielte er darin den Schmerz fest. Auch seine Lippen und sein Blick bringen seine Not zum Ausdruck.

Mein Herz fühlt mit ihm.

»Und heute haben Sie eine Freundin?«, frage ich, um ihn aus seinem Schweigen zu locken.

Er löst die geballten Hände, greift nach seinem Mobiltelefon.

»Sehen Sie, das ist meine Frau, sie ist aus Thailand.« Er zeigt mir ihr Bild.

»Sie ist die Einzige, die alle meine Geschichten mag. Sie liebt es, dass ich ihr ständig dieselben Geschichten erzähle, sie sagt, dank meiner Geschichten habe sie Deutsch gelernt. Bei ihr ist alles positiv.« Endlich leuchten seine Augen.

»Wirklich hübsch«, sage ich beim Anblick der jungen Frau in Jeans und Sportschuhen, die berückend lächelt.

»Und wo wohnen Sie?«, frage ich.

»Das ist wunderbar, dass Sie fragen«, sagt er zu mir.

»Aber Verzeihung, was war die Frage?«

Ich wiederhole die Frage.

»Ich wohne in einem Haus mit meiner Mutter und meinem Vater zusammen. Sie wissen sicher schon, dass auch meine Mutter einen Plastikschädel hat?«

Das Lächeln, das sich beinahe auf meine Lippen legt, ist auf einen Schlag gelöscht.

»Zwei Wochen nach meinem Unfall ist auch meine Mutter vom Fahrrad geflogen. Bei ihr war es ein selbstverschuldeter Unfall, ihr Kopf ist gegen einen Baumstamm geknallt, und so kam es, dass man uns im

selben Krankenhaus behandelt hat, sogar auf derselben Station. An dem Tag, an dem ich aufgewacht bin, haben die Ärzte gebeten, ich solle zu ihr sprechen. Sie haben begriffen, nur ich weiß, wie das ist, im Koma zu liegen.«

»Und wie ist das?« Ich möchte weiter mit ihm durch das Dämmerreich wandern.

»Weiß nicht, wie soll ich das wissen?« Er ist verwundert über meine Frage. »Ich bin ein normaler Mensch, habe bloß einen Schlag auf den Kopf gekriegt.« Er stutzt mich zurecht. »Aber sagen Sie«, er schaut mich fragend an. »Habe ich Ihnen schon erzählt, dass meine Mutter und ich genau dieselbe Kopfverletzung haben und dass wir uns an genau dasselbe nicht erinnern?«

»Was soll das heißen, an genau dasselbe nicht erinnern?« Ich möchte wirklich verstehen.

»Ich habe da ein richtig gutes Beispiel«, antwortet er eifrig. »Meine Mutter erinnert sich, dass ihre Enkel neun und dreizehn Jahre alt sind, und ich erinnere mich, dass sie sechs und acht sind.«

»Sie haben Kinder?!«, frage ich.

»Sicher, zwei, eine Tochter und einen Sohn.«

»Und wie alt sind die tatsächlich?«, frage ich.

»Ich sagte doch bereits, das hängt davon ab, wen Sie fragen.« Erneut ist er verwundert über mich.

»Hier, das sind sie«, er zeigt mir eine ganze Fotoserie auf dem Mobiltelefon.

Ich betrachte die schrägäugigen Kinder, die in die Kamera lächeln.

»Jeden Morgen bringe ich sie in die Schule, und nach dem Unterricht nehme ich sie mit in die Bücherei und auf den Spielplatz. Ich nehme sie nur mit zu Orten, wo ich früher auch war. Nur so finde ich mich zurecht. Deshalb bin

ich im Haus mit meinen Eltern wohnen geblieben. Haben Sie Eltern?« Möchte er wissen.

»Nicht mehr«, antworte ich.

»Warum, was ist passiert?« Er wird traurig.

»Sie sind gestorben«, sage ich.

Ihm treten Tränen in die Augen.

»Das tut mir leid«, sagt er, und die Tränen fließen.

»Es ist schon lange her.« Ich ertappe mich dabei, wie ich ihn tröste, ein Taschentuch raushole und ihm reiche.

»Nein, danke, meine Tränen trocknen schnell.« Er gibt mir das Taschentuch zurück und wischt die Tränen mit dem Ärmel seines Jacketts fort.

»Vielleicht kann ich Ihnen eine Banane anbieten, ich reise immer mit vier Bananen«, tröstet er mich auf seine Weise.

Ich danke ihm und schlage anstatt der Banane vor, ihn auf einen Kaffee in den Speisewagen einzuladen.

»Aber dafür sind wir schon zu spät dran, in sechs Minuten erreichen wir Bern«, sagt er. »Und außerdem, Kaffee ist heiß, und ich darf nichts Heißes trinken. Bei dem Unfall hat mein Thermostat etwas abbekommen. Ich esse und trinke nur Lauwarmes, so bin ich, nicht heiß, nicht kalt, lauwarm.« Er lacht laut.

Sein Lachen durchbricht die Stille.

Ich schaue mich um und bin überrascht festzustellen, dass der Waggon beinahe bis auf den letzten Platz gefüllt ist und alle Fahrgäste in ihre eigene Welt versunken scheinen.

Nur er und ich halten uns in der Illusion auf, führen ein angeregtes Gespräch.

Seine Aufrichtigkeit und Verletzbarkeit bewegen mich, und ich mag diesen Mann bereits.

»Ach übrigens, woher haben Sie Ihr gutes Englisch?«, frage ich, ihm ein Kompliment für seine

Fremdsprachenkenntnisse machend.

»Was, habe ich Ihnen nicht gesagt, dass ich ein Genie war?« Erneut ist er verwundert über mich.

»Doch, haben Sie, sicher«, erwidere ich.

»Ich bin ein Genie«, flüstert er bei sich, und das breite Lächeln, das sich auf sein Gesicht legt, beglückt auch mich.

Der Zug nähert sich dem Bahnhof Bern, und er verfällt in ein Wortstakkato. »Es war mir sehr angenehm mit Ihnen. Ich rede gerne, stelle gern Fragen und liebe es, wenn man mir Fragen stellt, und das ist genau, was mir mit Ihnen passiert ist. Von jetzt an werden Sie immer daran denken, dass auch gute Dinge passieren können, wenn der Zug mal liegenbleibt, und sehen Sie nur, der Regen hat aufgehört, und die Sonne ist rausgekommen, und das mitten im Winter. Und bitte, keine Eile mehr.« Die Worte ergießen sich nur so aus ihm. »Und sagen Sie mir, ich habe Ihnen doch gesagt, dass ich Literatur liebe? Und ich habe Ihnen auch erzählt, dass ich nach Israel kommen und Soldaten treffen möchte, die eine Kugel in den Kopf bekommen haben? Und denken Sie, ich könnte auch zu einer Vorlesung von Ihnen an die Universität kommen?«

Der Zug fährt in den Bahnhof ein.

»Sie sind jederzeit willkommen«, beteuere ich.

Der Zug kommt langsam zum Halten, wir erheben uns von unseren Plätzen.

»Und keine Eile«, bittet er erneut.

Ich verspreche es.

Der Zug hält.

Die Türen öffnen sich.

Wir steigen aus.

»So, ich muss jetzt gehen, ich würde mich freuen, wenn Sie zu einer Vorlesung kommen«, sage ich, befördere eine

Visitenkarte zutage und einen Stift und bin schon im Begriff, ihm einen Tag, Uhrzeit und Adresse zu notieren.

»Aber könnten wir uns vorher umarmen?«, fragt er.

»Natürlich.« Ich breite die Arme aus, und er kommt näher. Gibt sich dem hin wie ein Kind. Aber plötzlich, wir sind noch in der Umarmung, löst er sich von mir, schaut mich mit einem verschämten Lächeln an und fragt: »Sagen Sie mir, warum umarmen wir uns?«

Ich suche nach einer behutsamen und treffenden Antwort. »Weil wir schon ein bisschen Freunde sind«, sage ich schließlich.

Er schaut mich an, sein Blick leert sich, seine Hände wühlen in dem Rucksack und ziehen erneut sein Schreibheft hervor, blättern darin.

Um uns herum herrscht der übliche Trubel auf einem Bahnhof, Leute steigen ein und aus und bevölkern den Bahnsteig.

Als er die Seite endlich gefunden hat, nach der er sucht, wendet er sich an eine Frau, die gerade aus dem Zug steigt.

»Verzeihung«, höre ich ihn auf Deutsch zu ihr sagen.

»Ich hoffe, Sie haben es nicht eilig.«

Sie schaut entgeistert.

Ich auch.

»Hier steht, ich muss zum Haus von Albert Einstein. Vielleicht können Sie mir sagen, in welche Richtung ich da gehen muss.«

Geduldig und höflich erklärt sie ihm den Weg.

»Jedes Jahr Mitte November fahre ich zu ihm«, erzählt er ihr, und mich beschleicht der Verdacht, dass genau in diesem Moment seine Geschichte wieder von vorne beginnt.

Ich bleibe stehen, wo ich bin, und versuche, trotz des Lärmpegels dem Gespräch der beiden zu folgen, aber dann erinnert mich eine Benachrichtigung auf meinem Telefon daran, dass meine Vorlesung in genau acht Minuten beginnt und ich mich gehörig späten muss, um nicht zu spät zu kommen.

He, du, sage ich mir, nur keine Eile.

Schon auf der Rolltreppe, unterwegs ins Straßengewirr der Stadt, werfe ich einen kurzen Blick zurück.

Der Zug hat den Bahnhof bereits verlassen, und auf dem Bahnsteig ist niemand mehr, die Frau nicht und auch jener junge Mann nicht, nur ein winterlicher Sonnenstrahl, der meine Augen blendet und mein Herz bewegt.

Aus dem Hebräischen von Markus Lemke

MATHIAS ÉNARD

Kommando Dürrenmatt

Das geht es Zytli, Mila.

Mila fuhr mit dem rechten Zeigefinger über den Verschluss der Waffe, um das überflüssige Öl zu entfernen. Dann zeichnete sie ein fettiges V auf die Betonwand des Kellers, um sich abzuwischen; sie betätigte den Ladehebel, versicherte sich, dass die Patronen gut sichtbar waren, ihre kupferverkleideten Bleikegel, ihre Messingfassung. Das Sprechfunkgerät knisterte auf ihrer Brust.

Ihr müsst über die Schanze, dann runter, durch die Unterführung bis zur Aare und -

Man kann auch beim Henkerbrännli hinunter. Unter der Fahrbahnplatte der Eisenbahnbrücke hindurch. Am Botanischen Garten entlang.

Wir wissen nicht, wer gerade in der Reitschule die Stellung hält. Und es gibt Schützen im Blutturm. Es ist unübersichtlich.

Mila rückte ihre Maske zurecht, zog an den Plastikbändern, sie atmete mühsam. Mit einem Mal war ihr heiß. Scheißding. Sie nahm sie ab. Löste die Filterpartie heraus. Ein khakifarbener Schaumgummiring, wie ein kreisförmiger Schwamm, den sie ausschüttelte, um ihn zu reinigen.

Sie würden uns bald andere liefern, sagen sie. Einstweilen muss man sie aufsetzen. Man weiß nicht, wem man begegnen kann. Sehr unangenehm, so über Funk zu sprechen.

Ich bin wahrscheinlich immun, so lange, wie das schon dauert. Na ja, man weiß nie.

Also, wann? Ich bin bereit.

Sobald es dunkel ist. Ihr nehmt einen Karren, ein Netz und ein Spezialgewehr mit.

Bist du sicher?

Ja. Zu dritt solltet ihr den Wagen ziehen können.

Wie schwer ist das, was meinst du? Hoffentlich schaffen wir es rasch wieder zurück ...

Keine Ahnung.

Womöglich werden wir einen ganzen Tag irgendwo in einem Versteck hocken und auf die Nacht warten müssen. So ein Scheißauftrag.

Du hast dich freiwillig gemeldet, Mila.

Ja, natürlich. Aber es ist trotzdem ein Scheißauftrag, tut mir leid!

Wir lieben die Tiere.

Mila befestigte ihr Funkgerät auf der Brust, stieg hinauf ins Freie, lief ins halb zerstörte Universitätsgebäude, erklimmte das, was von der majestätischen, an manchen Stellen geschwärzten, an anderen zusammengeflickten Treppe noch übrig war, die wie durch ein Wunder noch bis ins erste Stockwerk reichte; um ins zweite zu gelangen, musste man sich eine wackelige Metalleiter hochhangeln, die zwischen zwei Platten einer aufgerissenen Geschossdecke eingeklemmt war. Das Funkgerät begann an ihrer rechten Brust zu vibrieren.

Frisch, Frisch, hier Dürrenmatt.

Sprechen Sie, Dürrenmatt.

Wo bist du?

Ich steige mit dem Feldstecher für eine Erkundung aufs Dach von Bau A.

OK, verstanden, Frisch.

Mila fragte sich, wieder einmal, wer auf die alberne Idee mit diesen idiotischen Codenamen gekommen war. Sie traf auf eine Wache in ihrer Winteruniform, makellostes Perlgrau, unmöglich, ihr Gesicht zu erkennen hinter der Maske; sie begrüßte sie mit einem Ellbogenstoß.

Das Schieferdach war eingestürzt, nachdem es während der Schlacht um die Länggasse mit voller Wucht von einer Granate getroffen worden war. Einzig die falschen Kolonnadenbalkone beidseits einer kopflosen Statue der Weisheit oder des Wissens waren noch vorhanden, über der fast unleserlichen Inschrift *Universitas Litterarum Bernensis* mit verbranntem *-nensis*. Durch das fehlende Dach war hinter der Statue der Alma Mater eine Art Pforte aufgegangen; Mila schlängelte sich am Geländer entlang bis zu der kleinen Beobachtungsplattform. Sie streckte sich aus und holte den Feldstecher aus der Tasche. Die Aare rollte ihre smaragdene Schlinge aus, die Alpen schimmerten wie blendende Diamanten; Milas Feldstecher erfasste die durch eine 75-Millimeter Granate aufgerissene Kuppel des Bundeshauses, die sie mit ihrem geschwärzten Polyphemaleuge ihrerseits belauerte – ehemals glatt und grün, war die Kuppel jetzt gewellt und bläulich, vom Brand zerfetzt wie von den Klauen eines Drachens, dessen Leib die Nordseite des Platzes unter sich begraben hatte, der durch die Bombardements, welche die Altstadt vom Gurten aus verwüsteten, zerstört, plattgewalzt, eingeebnet worden war. Die Trümmer veränderten die Geographie des Zentrums: die Haufen schufen neue Straßen, Sackgassen und Winkel, alle noch in der Hand der Loyalisten, wie viele von ihnen konnten noch übrig sein, kaum ein paar hundert, von Schüttelfrost geplagt unter den Attacken des Virus, zurückgeworfen auf den Zustand kranker, aber gefährlicher Kakerlaken, jederzeit bereit, einen unter Beschuss zu nehmen, kaum dass man auf dem Fluss an ihnen

vorbeizukommen oder ihre kaputte, aber immer noch uneinnehmbare Zitadelle zu stürmen versuchte. Bloß die Schmuggler wagten es, bei Nacht etwas Frachtgut auf der Aare von Thun nach Solothurn zu flößen, wo sich die Straßen auf dem menschenleeren Land verloren. Seit Beginn des Bürgerkriegs galt zwischen den verschiedenen Lagern das Gesetz des Stärkeren, doch der wahre Herr und Meister war das Virus, ein König, dessen Willkür die deutsch-französische Invasion ausgelöst hatte, um den Schweizer Hochmut zu brechen und alles, was an gesundheitlichen, militärischen und wirtschaftlichen Katastrophen darauf gefolgt war. Das Virus war immer noch da, aktiv, unsichtbar wie eine Schlange, deren Biss durch eine Art russisches Roulette des genetischen Zufalls einen in wochenlangem Fieberbrand zu Boden werfen oder über einen hinwegstreichen konnte wie der Atem eines Ungeheuers, ohne weitere Schäden als die Abscheu. Mila versuchte, die Bewegungen im Osten der Altstadt auszumachen, auf der anderen Seite des Grabens, den sie diese Nacht, koste es, was es wolle, erreichen mussten, bevor sie zurückzukehren versuchten, ohne den brutalen Loyalisten in die Hände zu fallen oder die verirrte Kugel eines im Hinterhalt liegenden Schützen einzufangen – seit die italienischen Blauhelme die Anhöhen im Süden und im Norden hielten, verringerte sich die Möglichkeit, einen Mörser abzukriegen, glücklicherweise beinahe auf null. Das wahre Problem aber würde die Ladung sein.

Mila seufzte, auf einmal hatte sie Hunger. Es blieben noch vier Stunden Tageslicht; sie würde etwas essen gehen, ein wenig schlafen und sich vor dem Treffen mit dem Veterinär fertigmachen können. Warum hatte sie diesen Auftrag angenommen? Wahrscheinlich weil sie in Bern aufgewachsen war und sich in all den Jahren ihrer Kindheit an diesen Bärengraben und die Bären darin

erinnerte. Es war nur noch einer übrig, und noch dazu in schlechter Verfassung – eine Bäarin mit stellenweise abgelöstem, versengtem Pelz, die überlebt hatte, indem sie weiß Gott was fraß, seitdem ihr Park zum *no man's land* geworden war, zu einem verlassenen Bezirk zwischen drei oder vier verschiedenen Fraktionen. Die schrecklichsten Gerüchte betrafen natürlich die Loyalisten, von denen man, was Mila kaum glauben konnte, erzählte, dass sie gefangene Feinde in den Graben warfen, damit die ausgehungerten Bären sie zerfetzten, wenn sie sie nicht tatsächlich fraßen.

Grauenvolle Geschichten, ob wahr oder unwahr, hörte man tagtäglich seit fast zehn Jahren, solange der Krieg dauerte. Zehn Jahre Virus. Mila hatte vor fünf Jahren zu den Waffen gegriffen, und sehr zu ihrem Leidwesen begann ihre Haut nach jener Mischung aus Gewehrfett, geschmolzenem Käse und Angst zu riechen, die der Geruch der Soldaten im Winter ist, Männer und Frauen ohne Unterschied. Mila verstaute den Feldstecher, las die Zeit an der Sonne ab, ein leuchtender Fleck am eintönig grauen Himmel, die bald untergehen würde hinter den Hügeln Richtung Neuenburgersee, und sie beneidete sie ein bisschen. Sie, Mila, würde sich fertigmachen und ausrüsten müssen, um auf Bärenjagd zu gehen.

Frisch, hier Dürrenmatt.

Sprechen Sie, Dürrenmatt. – Mila war inzwischen zur Basis hinuntergegangen, einem vormaligen Supermarkt, ein paar Stockwerke unterhalb der stillgelegten Gleisanlagen.

Mein Gott, Mila, bist du bereit für diese Nacht? Was für ein Auftrag! Wir beneiden dich!

Alex, du bist ein Sauhund, Ende.

Frisch, bring uns ein Ohr zurück, Ende.

Leck mich, Alex. Ende, Dürrenmatt.

Sie wollte den Funk schon abstellen, doch natürlich war das nicht möglich. Sie aß in Gesellschaft von Rekruten ein Käsesandwich mit Bündnerfleisch und fragte sich, wie wohl Bärenfleisch schmecken mochte. Gut, der Auftrag war, ihn lebend zurückzubringen. *Sie* lebend zurückzubringen, Pardon. Was für eine Idee. Die ganze Stadt durchqueren, sich in Todesgefahr begeben, um eine ausgemergelte Bärin zu betäuben, der man kurz vor ihrem Winterschlaf Kriegsgefangene zum Fraß vorgeworfen hatte, und sie in einem Karren hierherzuschleppen. In der Hoffnung, dass sie wirklich stark abgenommen hatte. Eine Frage der Symbolik, haben die Chefs gesagt. Es ist die Seele der Stadt, was wir uns da schnappen, Leute. Seid euch dessen bewusst. Eine kleine Mannschaft. Kommando Bärli, hatte Alex gewitzelt. Wir haben für euch einen Veterinär aufgetrieben, hat der Chef gesagt. Es wird also ernst! Alex lachte sich schief. Wir dachten, die Bären wären in den Fluss abgehauen, die Bombardements hätten in die Wände des Bärenparks Breschen geschlagen. Ein Bär kann schwimmen. Wir könnten sie in einem Schlauchboot hierherbringen, das wäre einfacher. Wir laden sie bei der Lorrainebrücke aus und fertig. Es bleibt nur Ursina, die beiden anderen sind von loyalistischen Snipern vom Münsterturm aus abgeschossen worden. Dreckskerle von Loyalisten, die achten nichts! Doch, Ursina haben sie schließlich in Ruhe gelassen. Die Aare ist schwierig, es bräuchte ein richtiges Schiff - man kann sicher sein, dass sie auf einen losballern. Sie stehen Wache, wegen des Schmuggels. Alles, was sich nicht lohnt, wird versenkt. Keinerlei Aussicht, über die Aare durchzukommen, unmöglich, die Untertorbrücke ohne einen Kugelhagel zu passieren, selbst nachts. Der Bär muss auf dem Landweg zurückgebracht werden. Das heißt aber mitten durch